



Das Tartlauer Wort

HEIMATBOTE DER 9. TARTLAUER NACHBARSCHAFT

3. Jahrgang

Crailsheim, Mai 1984

Nummer 4

Unser Motto: Heimatliches sammeln und bewahren!

„Überliefertes darf nicht vergessen werden, darf nicht untergehen, es muß sichergestellt werden, solange unsere Wissensträger es noch können!“

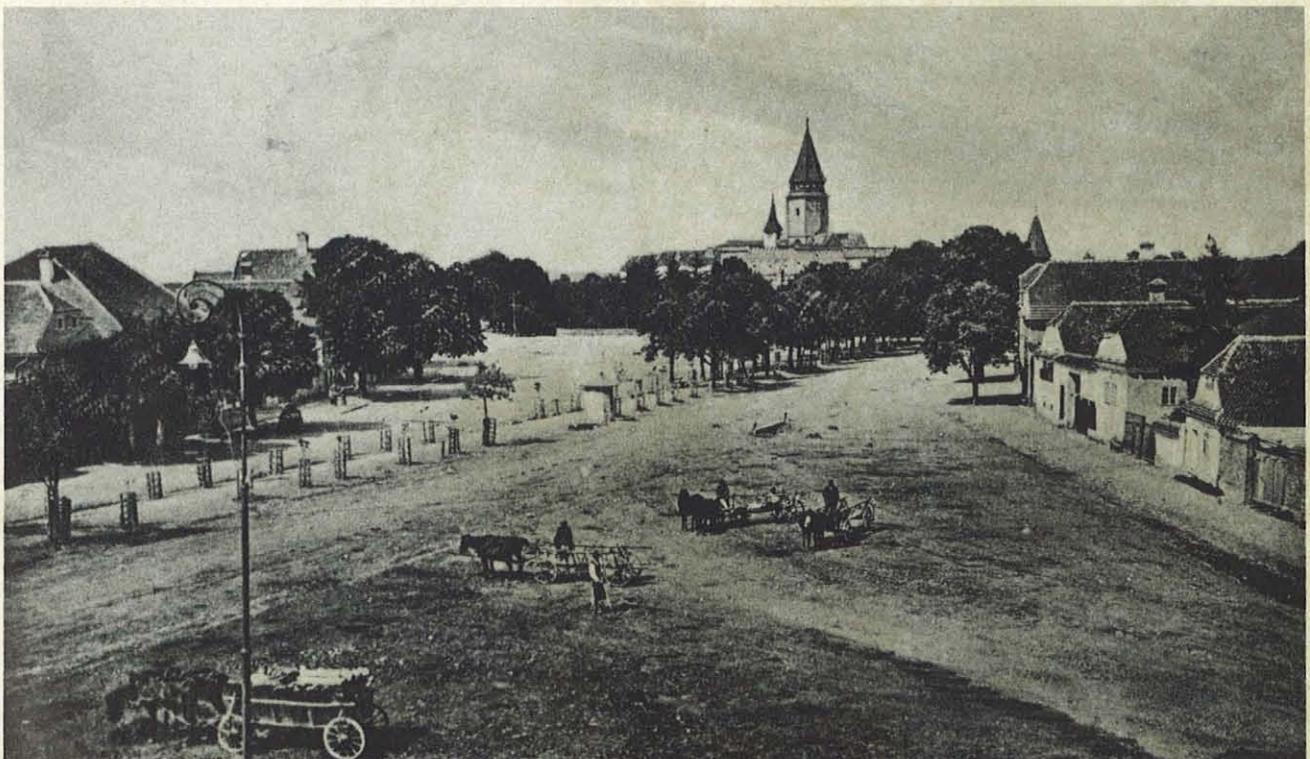
In diesem Sinne wird ein dringender Appell an alle in der Zerstreuung lebender Tartlauer gerichtet, Heimatliches zu sammeln und bewahren, um die Beweise unserer geschichtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Existenz zu sichern und alle Bindungen nach unserem geliebten Tartlau zu wahren und zu festigen.

Das sollte unsere Verpflichtung und Verantwortung uns gegenüber und den nachkommenden Generationen sein!

Schöpfen wir die nötige Kraft, die unsere Väter und Mütter hatten, „Tartlauer Geschichte“ durch Jahrhunderte zu leben und zu schreiben, um diese vor Verfälschungen zu schützen und zu bewahren!

Euer

Nachbarvater (Michael Trein)

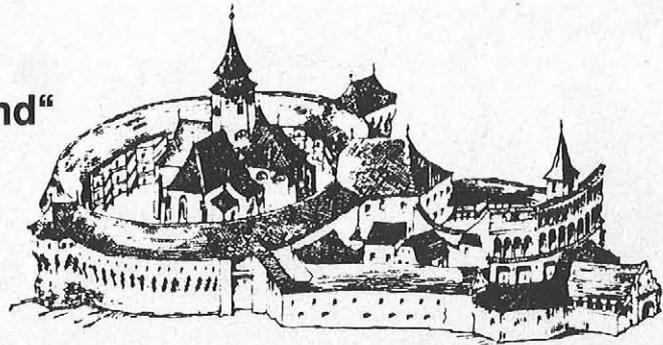


Tartlau, Hauptplatz mit ev. Kirche

„Tuerteln meng, äm Burzelond“

Heimtdichter Michael Albert (Schäßburg)

„Vom Dorf, drinn' ich geboren,
trieb weit mich das Geschick,
das Dorf, das ich verloren,
grüßt jetzt im Traum mein Blick.“



Der Habsburger unter dem Falltor

Eine Erinnerung aus dem siebenbürgischen Tartlau

Kaiser Karl I. von Habsburg, letzter Sproß seines Hauses, den Krone und Zepter der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie schmückten, ruht nun schon viele Jahre auf der fernen Insel Madeira in seinem kalten Sarkophag. Inmitten des großen Welt-haders, am 21. November 1916, hatte das müde Herz des bedrohten Imperiums zu schlagen aufgehört – Franz Joseph I. war im hohen Greisenalter gestorben. Damals wurde der junge, unerfahrene Karl zur Rettung des jahrhundertealten Erbes berufen. Bald waren überlieferte Herrschaft und ein auf trotzendes Menschenleben vertan. War nun das Verhängnis im Umbruch der Zeiten gewaltiger als der Wille des einzelnen, oder vollendeten erst Zaudern und übereilte Tat des jungen Kaisers das vermeidbare Schicksal?

Unentscheidbar bleibt manches Für und Wider. Der Nachwelt sei jedoch ein kleines, unbeachtetes Ereignis aus dem Beginn seines zweijährigen Kaisertums berichtet, das – wenige Herzschräge lang – halbes Zurückweichen und verspätetes Wagnis Karls I. auf dem schmalen Grat der Macht sinnfällig offenbarte; die Waage des Schicksals hatte sich damals noch nicht endgültig zu seinen Ungunsten geneigt. Der Dorflehrer der deutschen Gemeinde Tartlau, bei Kronstadt in Siebenbürgen, erzählte die Begebenheit nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.

In den ersten Apriltagen des Jahres 1917 begab sich der junge Herrscher an die Ostgrenzen seines Reiches, nach Siebenbürgen, um junge Rekruten zu besichtigen, die an den Schneehängen der Gebirge hinter dem Hochland ihre Ausbildung erhielten. So rattete auch eines Morgens die kaiserliche Autokolonne mit einer Staubfahne unvermutet durch die Dorfgassen von Tartlau. Der Gemeinderichter, der flugs herbeigerufene Pastor, einige zufällig Anwesende, eilten zur Begrüßung des hohen Gastes und erkundigten sich nach seinem Begehren. Kaiser Karl mochte diese Wegrast nur befohlen haben, weil ihm auf der Fahrt die dörfliche Burg inmitten des Marktvierecks aufgefallen war, die sich wie eine wehrhafte Faust gegen die Gebirgspässe der Südkarpaten reckt. Jedenfalls sagte er: „Wir wünschen die Kirchenburg zu besichtigen!“

Damit begann der Herrscher den Rundgang um die Burg an der Spitze zweier Generale und hoher Offiziere. Der hagere, grauhaarige Pastor war diensteifrig an die Seite des Kaisers getreten, um zu schildern, wie vor sieben Jahrhunderten einige Dutzend Männer die Nachbarschaftstürme und Wehrmauern rings um die Dorfkirche zur unbezwinglichen Festung erbaut hatten, die ein einziges Mal durch Verrat gefallen und einmal nach Verhandlungen übergeben worden war. Der ehrfürchtige Blick des alten Dorfpfarrers suchte die etwas verschleierte, blauen Augen in dem übernächtigten Gesicht Kaiser Karls, als er nun auf die stattlichen Häuserreihen der Gemeinde hinwies und in der Erklärung fortfuhr: „Wie die Nußschale im Märchen die goldene Kutsche mit Lenker und Pferden birgt, so nahm diese Burg zu Notzeiten die ganze Gemeinde, Alt und Jung, in ihren Schutz. Hinter den Wehrmauern hängen, wie Honigwaben, Speck- und Kornkammern, in denen man während einer Belagerung wohnte, liegt die kleine Schulstube, die Kammer des Rates. Die Verteidigung gegen Türkenkreuel und andere Kriegsschrecken war möglich, weil die Herzen der Altvorderen der Gefahr treu und unverzagt begegneten. Auch heute stehen wir Untertanen Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät überall gleichsam in einer Burg, mit Gott gewappnet und zum Sturm bereit.“

Bei diesen pfarrherrlichen Worten krauste der Kaiser wie unwillig oder gelangweilt die Stirn und winkte mit der Rechten den Herren seines Gefolges: „Gehen wir schon hinein in diese Kirchenburg!“ Nach dem düsteren Steingang und dem breiten Vorhof nahm das innere Torgewölbe die Besucher auf. Die sporen- und säbelraselnde Schar schien mit dem lauten Hall ihrer Schritte ausgekämpfte Zeiten wiederzuwecken, und auch der Habsburger schaute nun froher drein als zu Beginn der Führung. Plötzlich aber stutzte der Kaiser, blieb stehen und zeigte auf ein Fallgitter, dessen eisenbeschlagene, spitze Pfähle bedrohlich aus dem Bogen des Gewölbes hervorstachen: „Ist es nicht gefährlich, dieses Tor hier hängen zu lassen?“ Über das schier pergamentene Antlitz des alten Pastors huschte ein Lächeln: „Eure Majestät! Mit diesem Falltor hat es, laut mittelalterlicher Kunde, eine besondere Bewandnis. Wer hier nach böser Tat und mit friedlosem Gewissen durchgeht, auf den stürzen die Eisenpfähle nieder und töten ihn. Zur Warnung für die Lebenden ließ man es darum, altem Brauch zufolge, hängen.“ Der Pastor hielt mit der Rede ein, einer huldvoll scherzhaften Bemerkung des Kaisers gewärtig. Doch es trat, wenige Herzschräge lang, lähmende Stille ein, indes die Gesellschaft hinter den beiden ins Stocken geriet. Über die noch unfertige Gestalt des jungen Kaisers glitt jähes Erschrecken. Schließlich hüpfte er mit einem ungeschickten, großen Schritt unter dem Fallgitter vorwärts; sein männlich-schönes, wenn auch fahles Gesicht verschwand wie eine Maske, hinter der das Gespenst hilfloser Furcht hervorsah.



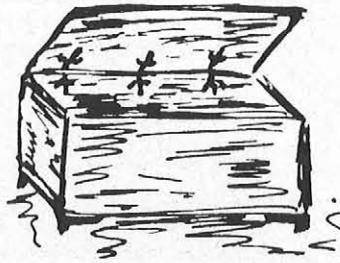
Das Falltor in der Tartlauer Kirchenburg

Gleich darauf hatte sich Karl I. wieder gefaßt und die Selbstbeherrschung zurückgewonnen. Nun, da sie kein Hindernis mehr aufhielt, folgte die kleine Gesellschaft den Tartlauer Honoratioren doppelt eifrig zum Innenhof und in die Kirche der Kreuzritter. Vor dem Seitenportal des Chores trat der Pastor zur Seite, um dem kaiserlichen Gefolge den Vortritt zu lassen. Das kaum bewußte, kurze Erlebnis vor dem Falltor noch rätselvoller zu gestalten, verhielt der Adjutant des Kaisers, ein Oberst, unvermutet vor dem hageren, alten Dorfpfarrer und zischelte, diesem allein vernehmlich: „Unterlassen Sie solche Bemerkungen!“ Befremden ergriff den Pastor. Ohne Begreifen schritt er hinter dem seltsamen Besuch in das Dämmerlicht des Chores. Teil-

nahmsloser als zuvor und mit einer Müdigkeit kämpfend, betrachtete der Kaiser den Flügelaltar, auf dem ein alter Meister die Verzweiflung des Gekreuzigten über Verrat und Schuld der Menschheit in herrlichen Farben der Nachwelt geschenkt. Unvermittelt, wie er gekommen, verließ der Kaiser mit dem Gefolge eine Viertelstunde später, beinahe ohne Gruß, das deutsche Dorf am Karpatenrand.

Erst ein Jahrzehnt später vermochte der geschichtsbeflissene Schullehrer der Gemeinde Tartlau dem dunklen Geschehen eine Deutung zu geben: Der Besuch des letzten Habsburgers in der Kirchenburg fiel drei Wochen nach dem Brief Karls I. an seinen belgischen Schwager Sixtus, in welchem er, ohne Wissen des deutschen Bundesgenossen und zum gemeinsamen Schaden, um Frieden bei den Feinden einkam. Sein späteres Zaudern und übereiltes Handeln, das Schwanken zwischen Härte und Nachgiebigkeit, innerer Widerstreit zwischen treuem Ausharren und der Anwendung, seiner kaiserlichen Verantwortung auszuweichen, der zweimalige Zug nach Ungarn um das preisgegebene Erbe – es lag von Anbeginn beschlossen in dem verzögerten Augenblick unter dem Falltor zum Inneren Hof der Tartlauer Kirchenburg.

Otto Rudolf Ließ (KK) v. 15. 5. 81



An der Trun fanden...

Tartlauer als Geisel!

1469. Stephan der Große, Fürst der Moldau, erinnert die Kronstädter, daß der in Kronstadt wohnende Bürger Paulus Pinguis ihm 460 Gulden schuldig sei. Er werde nun den Georg Kutura „de Prasmar“ so lange festhalten, bis die erwähnte Schuld bezahlt ist. Ub. VI–3678–374

Begebenheiten – Erinnerungen – Geschichten – Begebenheiten – Erinnerungen

Erinnerungen an Tartlau

von Otto Depner

Denke ich an Tartlau –

dann ist das meine angeborene Heimat.

Schreibe ich über Tartlau –

dann fühle ich mich damit verbunden.

Begegne ich heute einem Tartlauer –

dann muß ich zugeben, kein waschechter Tartlauer zu sein

dann hadert mein Innerstes mit dieser einmalig

nur in Tartlau gesprochenen harten Mundart . . .

III

Zum Besuch des Kindergartens bekam man die obligatorische bunte Blechbüchse mit der Jause vorgehängt; dann nahm mich Kurti an die Hand und führte mich dort ein. Unterwegs wurden wir von den Schulbuben als „Kindergarten-Fratzen, fressen euch die Ratzen“ verspottet. Das ärgerte meinen Bruder sehr, weshalb er nicht mehr an der Straßenseite im Sandkasten spielen wollte. Die Größeren vertrieben sich die Zeit viel lieber, ohne Aufsicht der Kindergartentante, hinter dem Gebäude auf eine Art Wettkampf: wer an der rückwärtigen Mauer am höchsten hochpinkeln könne. Um unsern Spieltrieb anzuregen, schauten wir oft mit Interesse bei Handwerkern zu: beim Hufschmied, beim Wagner, Schuster und Schneider. Am liebsten bei den Zimmerleuten am Bau. Beim Behauen der Stämme zu kantigen Balken fielen eine Menge Späne ab; davon konnten wir uns Hütten und Ställe bauen, die Tiere dazu wurden aus Papier ausgeschnitten. Viel lieber gingen wir ins Haus zum Apotheker-Bubi. Schon der ungewöhnliche Medizingeruch war sehr anziehend. Da gab es auch immer etwas zu sehen, denn Fritz-Onkel war obendrein Sonntagsmaler und Jäger; er besaß einen eigens angelegten Gartenteich mit Goldfischen. Die Marillen durften wir auflesen und verkaufen. In der wärmeren Jahreszeit diente das Gartenhaus als Sommerküche; dort servierte uns die Tante einen Kakao. Kaum waren wir damit allein gelassen, wurden sofort alle Gewürze ausprobiert. Davon gab es ein ganzes Wandbrett, voll der erlesensten Raritäten; der Reihe nach kam von jedem eine Prise in den Kakao. Der Geschmack wurde zwar nicht besser, aber bald gerann die Milch und wurde zu einer widerlichen Soße – fertig zum Wegschütten. Selbst der Nero mochte nichts davon, neben seiner Anhänglichkeit als ständiger Begleiter hatte er noch Pflichten als Vorstehhund – zum Reittier ließ er sich nicht einspannen und hinterließ beim allerersten Versuch eine klaffende Bißwunde an meinem linken Unterarm. Es mußten also bei Bauernkinder andere Tiere zu Reitversuchen herhalten, zunächst die harmlosen Schafe. Sehr praktisch fand ich ein Tier mit gewundenen Hörnern, als Griffe zum Festhalten – leider war es ein junger störrischer Bock. Seine Hörner verfringen

sich in meinem Hosenbein, und mit einem Befreiungsruck ward die kurze Hose unten aufgerissen, wie ein Mädchenrock, was in Tartlau aber Kittel hieß. Die Pferde auf diesem Hof blieben uns unerreichbar; sie gehörten zu den schnellsten im Ort.

Um der glühenden Sommerhitze in der Ebene etwas auszuweichen, verbrachte man die Ferien standesgemäß einige Wochen in Sajzon. Dieser ländliche Kurort war mit dem Einspänner schon nach wenigen Stunden bequem zu erreichen; er lag ja praktisch in Sichtweite am schattigen Gebirgsrand. Zumeist reiste eine befreundete Familie mit, denn dort gab man sich, mit Rücksicht auf die übrigen Kurgäste und Wirtsleute, betont ungarisch. Rumänisch waren nur die Suppen im Restaurant; so eine säuerliche „ciorba“ ist der einzig richtige Appetitanreger für heiße Tage. Alle Spazierwege führten am Brunnenhaus vorbei – dessen Nähe sich mit einem Geruch von faulen Eiern ankündigte – weswegen ein Trinkbecher stets mitgeführt wurde, um daraus den Durst zu stillen. Nie fehlen durfte auch das Schmetterlingsnetz sowie eine Schachtel. Es gab dort die schönsten Falter, schöne große Hirschkäfer und viele schillernde Laufkäfer. Wenn uns Vater gelegentlich mit dem Fahrrad besuchte, wurden unsere Fänge fein säuberlich mit Kork- und Papierstreifen auf kleine Brettchen gespannt. Sie bildeten den Anfang einer umfangreichen Käfer- und Schmetterlingssammlung. Die Wirtsleute hatten uns ihre gute Stube vermietet und sich diskret ins hintere Stübchen und in die Sommerküche zurückgezogen. Am Haus blieben die Fensterläden tagsüber geschlossen, um ja keine Hitze und vor allem auch keine Fliegen hereinzulassen.

Wir liefen barfuß durch den brennend heißen Straßenstaub, welcher sich bei Regen in die reinste Lehmrühe verwandeln konnte. Mit großer Freude spielten wir am seichten Ufer des Baches und bauten Häfen für kleine Schiffechen mit einer Gänsefeder als Segel oder trieben ganze Schwärme von kleinen Elritzen dort zusammen. Tieferes Wasser mieden wir tunlichst wegen der Krebse.

Hochsommer bedeutete gleichzeitig auch hohe Zeit der Getreideernte – das kostete die Bauern viel Schweiß. Die schwerbeladenen Erntewägen fuhren die sorgsam geschichtete Garbenladung sehr bedächtig ein. Die ganze Ladung war durch den „Wiesenbaum“ mit Seilen abgesichert worden; daran konnte man mit Leichtigkeit von hinten einen Halt finden und unbemerkt ein Stückchen mitfahren, am liebsten an Haferladungen, weil hier Ähren und Spelze am wenigsten pieksten. Selbst ganze Gänsevöcker folgten der Wagenspur auf der Suche nach herabgefallenen Körnern.

Die Zeit des Dreschens war ein absoluter Höhepunkt auf dem Bauernhof. Sie war für alle Beteiligten die segensreiche Zeit bäuerlichen Fleißes. Ein wuchtiger Dampfkessel sowie ein Dreschkasten wurde mit großem Gespann herangefahren und mit mächtig ausschwingendem Treibriemen verbunden. Die Glut der Kesselfeuerung bot bis in den späten Abend eine wohlige

Wärme. Tische und Bänke für ein herzhaftes Mahl wurden aufgestellt; die beiden Scheunentore nach beiden Seiten hin weit geöffnet, um einen Durchzug für den Staub zu schaffen. So konnten die angeworbenen Tagelöhner im jeweiligen Wechsel ihrer Schicht ungehindert an die Obstbäume im Garten herankommen; sie erfrischten sich aber auch an saftigen Tomaten (Paradeis) und Möhren. Sobald das Korn abgefahren wurde, durften wir auch mal zur Mühle mitfahren; teilweise wurde es aber auch in den ehemaligen Wohnkammern der Kirchenburg eingelagert – das dicke Gemäuer erwies sich als ein willkommener Getreidespeicher sowohl als auch ein ausgezeichnete Kühlraum für Speckseiten.

Aus dem so gewonnenen vorzüglichen Mehl wurde aber auch Kleister angerührt. Diesen benötigten wir wiederum zum Verkleben von Packpapier zu mächtigen Drachen; versehen mit einer Fratze von eigens eingefärbter Kleisterfarbe. Zunächst blieb das alles sowie das Führen und Steigenlassen eines Drachens noch Sache meines größeren Bruders. Ausgeschlossen vom Mitmachen war ich außerdem noch vom Wintersport.

Tartlau hat nun einmal keinen einzigen Hügel noch irgendwelche Erhebung. Schlittenfahren konnte man nur abwärts in die Steinkuhle oder noch weiter außerhalb am Grabenrand beim Mühlenwehr. Soweit durfte ich mich noch nicht vom Haus entfernen. Schlittschuhfahren war auch nur für Geübte ein reines Vergnügen mit gutem Stehvermögen – sich an einen Pferdeschlitten anzuhängen; außerdem mußte man aus Erfahrung schon die Pferdehalter gut kennen, um nicht mit Peitschenhieben davon vertrieben zu werden.

Das Erlebnis eines Osterfestes gehörte zu den großartigsten Eindrücken in einer Kinderseele. Wir Buben bekamen jeder ein Par-

fümfläschchen mit Spritzkorken und ein geknüpftes Tuch in die Hand gedrückt, mit der Aufgabe, bestimmte Mädchen und natürlich auch junge Tanten aufzusuchen. Selbst ein an den Rollstuhl gebundenes Mädchen in der Nachbarschaft durfte dabei nie vergessen werden. Unter Aufsagen von frohen Feiertagswünschen wurden die Mädchen schon bespritzt, ehe die Frage ausgesprochen worden war: ob es erlaubt sei? Dafür wurden Geschenke eingesackt; meist bunte Ostereier, Gebäck und Orangen. Bei ganz guten Bekannten gab es auch mal einen Schokolade-Osterehasen. Um möglichst viel einzuheimsen ging man besser einzeln oder in kleinen Gruppen und wo schon welche im Haus drin waren, wartete man lieber, bis sie wieder draußen waren. Kein Wunder, daß sich an diesem gebefreudigen Brauch sogar rumänische Buben beteiligten, obwohl das orthodoxe Osterfest erst vierzehn Tage später seinen Höhepunkt in einer Auferstehung feiert.

Die größeren Schulklassen, Konfirmanden und Rekruten marschierten schon kolonnenweise und singend zu ihren Kränzchenfreundinnen. Für die Mädchen mag das Ostervergnügen geteilt gewesen sein – sie hielten sich zumeist dabei die Augen zu, und ließen den Segen über sich ergehen. Wenn das Parfüm alle war, wurde mit Wasser nachgefüllt; manche sollen auch nur ein Bonbon oder parfümierte Seife in Wasser aufgelöst verwendet haben. Am Ende dieser Spritztour waren sie alle, wie auch die vier Pfarrerstöchter, tiefend naß wie begossen und hatten körbeweise bunte Eier und Gebäck verteilt.

Mit dem Osterfest begann aber auch die wärmende Jahreszeit. Auf abgetrockneten Stellen des sehr feuchten Erdreichs kamen die Glaskugeln ins Rollen. Das gewagteste Murrelspiel war das „Itsch auf Itsch“; bei diesem Geschicklichkeitsspiel nur für Köhner wechselten die Hauptkugeln oft den Besitzer.

Tartlauer freiwillige Feuerwehr 1924–1925



Obmann *Andreas Grepfels (Lehrer)*

1. Reihe unten von links nach rechts: *Michael Bruss, Alfred Schunn (Lehrer), Markus Zeides, Andreas Grepfels (Lehrer, Obmann), Konrad Fleischer (Lehrer und Prediger), Dr. Stefan Ulpiu (Arzt), Johann Donath.*
2. Reihe von links nach rechts: *Michael Klein, Johann Bruss, Christian Zeides, Johann Miess, Martin Donath, Johann Junesch, Johann Lexen, Johann Miess, Christian Blaschkes.*
3. Reihe von links nach rechts: *Johann Kleinpeter, Johann Junesch, Christian Guess, Georg Teck, Georg Junesch, Johann Junesch, Georg Weber.*

Links oben *Christian Junesch*, rechts oben *Markus Zeides*.

Gedanken zu Pfingsten

Liebe Tartlauer, Goethe hat geschrieben: „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen . . .“ Hat dieses Fest aber noch eine Bedeutung für uns? Wissen wir überhaupt noch, welches die Bedeutung dieses Festes ist? Wir freuen uns doch nur über den zusätzlichen arbeitsfreien Tag, den wir dann in der ersten großen Reisewelle des Sommers auf der Autobahn im Stau verbringen. Eine Pfingstwanderung endet meistens auch nicht sehr besinnlich, obwohl Pfingsten ein Fest des Glaubens und der Kirche ist. Vielleicht hat das Fest trotz allem etwas von seiner Bedeutung in die Gegenwart herübergerettet, weil es dem Kommerz noch nicht in die Hände gefallen ist.

Die Bezeichnung „Pfingsten“ stammt von Pentecoste und heißt der fünfzigste Tag nach Ostern. Es ist somit der Abschluß der österlichen Freudenzeit. Die Christenheit feiert zu Pfingsten die Ankunft des heiligen Geistes. Die Jünger und Freunde von Jesus Christus begannen am Pfingstfest aus der Verborgenheit herauszutreten und sich zum Auferstandenen zu bekennen. Das heißt, die Jünger erhielten den lebendigen Glauben, daß Gott Jesus von den Toten auferweckt hat. Wir denken zu Pfingsten an den heiligen Geist, ohne den wir nicht wirklich glauben können.

Pfingsten ist und bleibt aber die Frage nach unserem ganz persönlichen Verhältnis zu der christlichen Gemeinde und der Botschaft, die von ihr verkündet wird.

Ob wir als Siebenbürger Sachsen an diese Botschaft glauben oder nicht, wir sollten nicht vergessen, daß alljährlich zu Pfingsten der Heimattag der Siebenbürger Sachsen in Dinkelsbühl stattfindet. Dieses Treffen gibt uns die Möglichkeit, neben dem Austausch von Nachrichten aus der Heimat, zu zeigen, daß wir zu der großen Gemeinde dazugehören.

Adelheid Junesch (Stellvertretender Nachbarvater)



Gesegnete und besinnliche Pfingstfeiertage allen Nachbarn und Lesern!

Der Vorstand

Medizinalrat Dr. Hans Butt 85 Jahre alt



Als Tartlauer Bauernsohn verlebte er einen großen Teil seiner Kindheit in der Äschergasse. Seine Eltern Johann Butt und Anna, geborene Copony, hatten drei Kinder. Hans ist als zweites Kind, nach seiner Schwester Anna und vor seinem Bruder Georg, am 26. Januar 1899 geboren.

Seine Schulausbildung, zuletzt auf dem Honterusgymnasium in Kronstadt, schloß er mit der Matura ab.

Die Verhältnisse ließen es nicht zu, gleich mit dem Studium zu beginnen, denn er mußte seinen Militärdienst als Reserveoffizier an den Fronten des ersten Weltkriegs leisten.

Nach seinem Medizinstudium in Klausenburg, Innsbruck und Wien, begann er seinen Beruf als Lungenfacharzt, zunächst im Sanatorium von Dr. Riemer in Kronstadt auszuüben.

Durch Fleiß, Zielstrebigkeit und fachliches Können, gepaart mit Güte und dem Gespür für Menschen, kam er zu Ansehen und Wohlstand. Wer zu ihm in seine Praxis in der Waisenhausgasse oder in sein Lungensanatorium auf der Hohen Warte kam, wußte sich in guten Händen.

Auch im zweiten Weltkrieg leistete Dr. Hans Butt Dienst, diesmal bei der rumänischen Armee als leitender Arzt in einem Lazarett,

bis Rumänien aus dem Bündnis mit Deutschland zu den Alliierten übertrat.

Nach einer dramatischen Flucht vor den heranrückenden Russen, seine Frau mit vier Kindern hatte er schon vorausgeschickt, fand er in Linz einen neuen Anfang.

Von seinen sechs Söhnen ist der Älteste im Krieg gefallen, der zweite galt lange als vermißt und der fünfte erlag durch die Kriegsverhältnisse seinem Herzleiden. So blieb ihm bei seinem Neubeginn in Linz kein Kummer erspart.

Wieder war es sein unermüdlicher Fleiß als Betriebsarzt, als Lungenfacharzt der Gebietskrankenkasse Linz und endlich in der neueröffneten Privatpraxis, der seine Familie ernährte, seine Söhne studieren ließ und ihm einen Alterssitz auf dem Land bei Linz schaffte.

Der Umgang mit Menschen, das Kennenlernen vieler Länder der Erde, das Interesse an ihren Bewohnern, ihren Sprachen und Kulturen, hat ihn auch als Pensionär nicht losgelassen. So paart sich ein wacher Geist, ein weiter Horizont des Wissens mit menschlicher Güte und Weisheit.

HKC

Über die Redseligkeit der Tartlauer Sachsen

In den dreißiger Jahren war der Tartlauer Kohl sehr begehrt in allen Städten und Gemeinden der Umgebung. Besonders gut gedieh er im Krautwinkel, dem Gemüsegarten, den man aus der Hutweide gewonnen hatte. Hier hatten auch die Brüder Junesch ihre Parzelle. Der Kohl war prächtig gewachsen, fest und schwer. Im Herbst beluden die Brüder Junesch schweigend den langen Leiterwagen, spannten die zwei Pinzgauer davor und fuhren nach Covasna, weil der Tartlauer Kohl dort sehr gefragt war. Als sie den Reußbach überquerten, nickte Hans schwer mit dem Kopf und sagte: „Ja, ja, dieser schmeckt gut.“ Sie fuhren nach Covasna, verkauften den Kohl, kauften eine Flasche Schnaps, tranken sie aus und kehrten zurück.

Als sie über den Reußbach in die Gemeinde hereinfuhren, sagte Georg: „Überhaupt mit Schweinefleisch.“ Sie fuhren in den Hof, schirrten die Pinzgauer aus und setzten sich schweigend zum Abendbrot.

M. Trein, aus „Neue Literatur“ 1982/H. 6

Mein Großvater

Bild eines siebenbürgisch-sächsischen Bauern

Bei meinem ersten Wiedersehen mit meiner alten Heimat, nach zwanzigjähriger, schmerzlicher Trennung, mußte ich mit Bestürzung feststellen, daß aus meinem einst so stolzen, kleinen Völkchen ein Häufchen armer und geplagter Menschen geworden war, ohne Hoffnung auf eine bessere Zukunft, nur noch besorgt, den bitteren Alltag zu meistern, durch den gleichmachenden Kommunismus auf eine Stufe heruntergedrückt, die keine Besserung mehr zuläßt. Dieses grausame Ziel einer planmäßigen Ausrottung eines gesunden und tüchtigen Volkes ist im Laufe unserer wechselvollen Geschichte weder den Mongolen noch den Türken gelungen.

Als ich über den alten Bauernhof meiner Väter schritt, dessen Ställe und Scheunen heute leer stehen, erwachte in mir die Zeit meiner Kindheit, und ich sah vor mir das Bild meines Großvaters. Ich zählte ungefähr sieben Jahre, als ich ihn zum ersten Mal bewußt erlebte. Er war damals 70 Jahre alt. Ich sehe ihn vor mir als mittelgroßen, hageren Mann mit scharf geschnittenem Gesicht und blauen Augen. Der Gang war der eines Vierzigjährigen, und wenn er über seinen Bauernhof ging, dann hatte man das Gefühl, daß ein wirklicher Herr daherschreitet. Er trug Sommer- und Winterstiefel mit weichem Schaff. Er war außerordentlich genügsam, und nie habe ich einen Menschen mit so wenig auskommen sehen. Er schlief in seinem hohen Alter selten in einem normalen Bett, sondern oft angezogen auf einer harten Truhe. Er meinte, das Bett würde verweichlichen, und außerdem müßte man immer bereit sein. So stand er jede Nacht drei-, viermal auf und ging durch alle Ställe. Hier sprach er mit seinen Tieren, richtete diesem Pferd oder jener Kuh das Stroh, damit sie gut liegen konnten, oder befreite ein übermütiges Kalb, wenn es sich in seiner Kette verwickelt hatte. Kam gar eine Kuh zum Kalben, dann wick er die ganze Nacht nicht von ihrer Seite. Er war die anerkannte Respektsperson auf dem Bauernhof, und was er sagte, galt als ehernes Gesetz. Von dem vielen Gesinde hätte sich niemals einer getraut, ihm zu widersprechen oder einen Befehl nicht auszuführen. Allerdings verlangte er von sich selbst am meisten. Er war der erste auf und der letzte, der die Arbeit verließ. Ich hatte oft das Gefühl, daß er überall unermüdlich sei. Nie werde ich das imposante Bild vergessen, wenn er in der Heuernte mit der Sense am Rücken an der Spitze von jungen Männern schritt; und die 20- bis 25jährigen mußten sich zusammennehmen, um mit dem 70jährigen Schritt zu halten wenn er das Tempo beim Mähen angab. War dann die Arbeit vorbei, wenn sich der Tag neigte, dann saß er noch bis spät in die Dämmerung neben irgendeinem Heuschaber und dengelte für alle Mäher die Sensen für den nächsten Tag. Dann setzte ich mich zu ihm, und wenn die Dunkelheit immer mehr hereinbrach, schmiegte ich mich ganz an ihn – die immer gespenstischer anmutenden Heuschaber flößten meiner kindlichen Seele doch eine geringe Furcht ein. Und, wenn die Dunkelheit sein Dengeln unterbrach, dann nahm er die Brille von seiner gebogenen Nase, und nur in diesen kurzen Minuten zwischen Tag und Nacht ruhten seine nimmermüden Hände. Dann legte er seinen Arm um mich und zog mich ganz an sich. Er wußte so vieles, was eine kindliche Seele erregte, und konnte seine Erlebnisse so wunderbar plastisch bringen. Daß dort an jenem, in unserer Nähe gelegenen Fluß die Russen im Revolutionsjahr 1849 lagerten und mein Großvater verschiedene Aufträge durchführen mußte, war für meine zehnjährige Phantasie so interessant, daß ich nicht genug davon hören konnte.

Die hereinbrechende Nacht draußen in der Natur hat so viel Geheimnisvolles in sich, daß ich den Städter immer bedauere, von alledem nichts zu wissen. Während du an einen Heuschaber gelehnt dieser Wende in der Natur zusiehst, erscheint dir die vor dir liegende Ebene unendlich. Die Menschen kommen dir im Zwielficht größer vor, und ihre Stimmen scheinen irgendwie von weither zu kommen. Die Grillen haben schon lange ihr Lied begonnen, und hier und dort raschelt ein Mäuschen vorbei. Auch der Hamster steckt seine Nase aus seinem tiefen Bau und untersucht, ob seine Zeit schon gekommen sei. Die Haustiere werden unruhig und drängen heim. Besonders die Muttertiere zerren an den Sielen, und das leise Tropfen ihrer Milch zeigt an, daß ihre Euter schon übervoll sind und ihre Gedanken beim hungrigen



Nachwuchs weilen, der sich zu Hause schon lange nach seiner Mutter sehnt. Dann steigt, wie aus der Erde, die gelbe Scheibe des Mondes und versilbert mit seinem blassen, kühlen Schein die Arbeit dieses heißen Sommertages. Inzwischen hat das Gesinde alles Gerät von der großen Wiese zusammengetragen und auf den vollgeladenen Heuwagen verstaubt. Dann kriechen alle ins wunderbar duftende Heu, der Großvater besteigt das Sattelpferd des Vierergespans und heimwärts gehts in langsamer Fahrt. Der weite Weg ist nicht langweilig, denn das unbewachte Jungvolk stellt auf dem breiten Heuwagen so viel an, daß die zwei Stunden Fahrt im Nu vergangen sind.

Nach der Heuernte kommt die Großernte. Und immer sehe ich meinen Großvater voran. Unter dem männlichen Zug seiner Sense fallen die reifen Ähren zur Erde, und unter seiner Leitung füllen sich Ställe und Scheunen. Er ist so sehr vertraut mit der Natur, daß er alle Launen heraufziehender Wetter kennt. Wenn schwarze Wolken sich am Horizont zusammenballen, dann hält er für einen Augenblick inne, legt seine Hand an den breitkrempigen Hut und hält Ausschau. Und dann heißt es entweder: „Wir haben noch Zeit“ oder, wenn dort im Nordwesten der sogenannte Krautwinkel sich verdunkelt, dann heißt es in einer einmaligen Kraftanstrengung alles zusammenzutragen, um es unter das schützende Dach zu bringen, bevor das sicher und sehr bald hereinbrechende Wetter alles vereitelt.

Wenn der Herbst vorbei ist und der Winter kommt und sich die Natur in aller Stille für das nächste Frühjahr vorbereitet, geht's meinem Großvater nicht anders. Auch er bereitet sich für das nächste Frühjahr vor, denn er ist Tischler und Wagner und Schmied in einem. Nur bei ganz großen Sachen wird ein Fachmann zu Rate gezogen, weil er auf dem Standpunkt steht, daß ein richtiger Bauer alles verstehen muß, wenn er in dem schweren Existenzkampf bestehen soll.

Nur an den langen Winterabenden, wenn er beim sogenannten Maiskolbenschälchen sich unter die Jugend mischt, da taut er auf, da geht der Glühwein im Kreise und löst die Zunge. Manch lustige Geschichte aus der weit zurückliegenden Jugend wird da zum besten gegeben, und wenn ihn meine Großmutter – die um 20 Jahre jünger war als er – nicht manchmal strafend angesehen hätte, so hätten wir noch manches Interessante erfahren. Er hatte seine ersten Frauen auf tragische Weise verloren, und erst nach einer längeren Witwerschaft eine viel Jüngere geheiratet. Meine Großmutter war eine schöne und kluge Frau und die Seele der großen Bauernwirtschaft. Keine andere hätte es verstanden, diesen robusten Menschen so geschickt zu lenken und immer das zu erreichen, was sie gerade wollte und für richtig hielt. Denn wie er in seiner Arbeit unersättlich, war auch sein Herz voller Leidenschaft. Meine Großmutter erzählt mir viele Jahre nach seinem Tode, wie schwer es doch gewesen sei, ihn in der richtigen Bahn zu halten.

Aufrecht wie er lebte, so starb er auch. Bis einige Tage vor seinem Tode war er unermüdlich tätig, und kurz vor seinem 86. Geburtstag ging er dahin, so wie er im Leben immer war, ruhig und gefaßt. Denn als ich ihn zwei Tage vor seinem Tode fragte, ob er sein Leben noch einmal leben möchte, sah er mich an und sagte leise: „Nein, mein Kind, noch einmal nicht; es war schön, aber es war genug.“

Als ich mit meinen Gedanken wieder in den heutigen Alltag zurückkehrte, mußte ich mit großem Bedauern feststellen, wie arm unsere alles gleichmachende Zeit geworden ist, die keine Gestalten von der Art meines Großvaters mehr zuläßt.

Eingesandt von Nachbar Dr. Hans Butt, Linz

Kulturarbeit als Eckpfeiler für den Fortbestand unserer Gemeinschaft

Die kulturelle Tätigkeit ist neben der sozialen Eingliederung und Betreuung, besonders unserer Spätaussiedler, wohl der wichtigste Eckpfeiler landsmannschaftlichen Lebens, und damit für den Fortbestand unserer Gemeinschaft von grundsätzlicher Bedeutung.

Während die materielle Eingliederung durch Gesetze und Verordnungen geregelt ist, so erfolgt die kulturelle und soziale Betreuung unserer Landsleute durch die Landsmannschaft. Und während wir im materiellen-sozialen Bereich auf einen Lastenausgleich angewiesen sind, so sind wir im geistig-kulturellen Bereich Partner mit gleichwertigem Angebot; denn jeder Aussiedler hat in seinem „unsichtbaren Gepäck“ Kulturwerte mitgebracht, die er mit Recht in seine neue Umwelt einbringen soll.

Zur praktischen Kulturarbeit in der Landsmannschaft möchte ich drei Zielrichtungen anführen:

1. Kulturarbeit als Bindefaktor für unsere Gemeinschaft und als Selbstdarstellung in der Bundesrepublik Deutschland.
2. Kulturarbeit als Brücke zu unserer Jugend.
3. Kulturarbeit zur Spurensicherung und als Korrektiv der Verfälschung unserer geschichtlichen Tatsachen und Kulturwerte durch die heutige Darstellung in unserer Heimat.

Zu P. 1: Auf Schloß Horneck sind unsere Siebenbürgischen Institutionen, wie das Siebenbürgische Museum, die Bibliothek, das Archiv und der Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde untergebracht. In unserem Heimatmuseum wird das dingliche Kulturgut gesammelt, geordnet und auf einer repräsentativen Ausstellungsfläche der Nachwelt erhalten. An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dingliches Kulturgut – das vielleicht heute schon ohne Beachtung herumliegt, oder eines Tages gar auf dem Müll landet – unserem Museum zur Verfügung zu stellen.

Hier weise ich noch auf die verschiedenen Veranstaltungen hin, die im besonderen der Selbstdarstellung nach außen dienen.

Wir sollen also nicht in einem siebenbürgischen Getto verharren, sondern vielmehr wollen wir uns durch eine beharrliche Selbstdarstellung auch einem breiten einheimischen Publikum öffnen. Dabei bedienen wir uns selbstverständlich auch der Neuschöpfungen unserer Schriftsteller, Musiker, Maler und unserer verschiedener Kulturgruppen.

So ist unser Kulturgut ein unverzichtbarer Farbtupfer auf der bunten Palette einer gesamtdeutschen Kultur. Und ist es nicht mehr als recht, wenn wir in der Tradition unseres Stammes leben und somit unsere Identität bewahren, wie das übrigens auch die anderen deutschen Stämme (Hessen, Bayern, usw.) tun. Die sind auch in erster Linie Hessen und Bayern und Franken und Schwaben; warum sollten wir nicht auch Siebenbürger Sachsen bleiben und trotzdem auch gute Deutsche sein? Aber wenn wir unsere Identität bewahren wollen, so müssen wir die Kraft dazu aus unserer geschichtlichen Vergangenheit schöpfen. Nur so können wir auch in die Zukunft wirken – oder wie das der dänische Philosoph Kierkegaard passend ausdrückt: „Das Leben kann nur in der Schau nach rückwärts verstanden, aber es kann nur in der Schau nach vorwärts gelebt werden.“

Dennoch hört man oft die Frage nach dem Sinn und dem Festhalten an unserer siebenbürgischen Kultur und nach der Notwendigkeit der Landsmannschaft. Es mag sein, daß das Kulturbewußtsein des einzelnen Individuums nicht unbedingt an das landsmannschaftliche gebunden ist, aber gerade je höher der geistige und persönliche Rang eines Menschen ist, um so bewußter ist seine Beziehung zu seinem Stamme. Ich möchte dafür als Beispiel Hermann Oberth anführen, der der Menschheit den Weg zu den Planeten möglich machte, und trotzdem mit Leib und Seele Siebenbürger Sachse geblieben ist. So gibt es in der Kultur- und Geistesgeschichte keine Leistung, die nicht in irgendeiner Form die Bindung an ihre Herkunft gehabt hätte. Und so ist die kulturelle Gesamtleistung der Siebenbürger Sachsen von ihrer mittelalterlichen Wehrbau- und Städtearchitektur angefangen über ihre Humanisten im 16. Jahrhundert bis zu ihrer naturwissenschaftlichen Erschließungsleistung im 19. und 20. Jahrhundert ein unverzichtbarer Teil einer gesamtdeutschen Kultur.

Zu P. 2: Kulturarbeit als Brücke zur Jugend.

Unser Kulturerbe bleibe aber wirkungslos, wenn es nur um seiner selbst willen gepflegt würde, und es eines Tages nur noch das

Kulturerbe, aber keine Erben mehr gäbe, die bereit sind, es weiterzuführen. Unsere Aufgabe besteht auch darin, unsere Jugend für diesen Auftrag zu gewinnen und sie in dieser Arbeit ideell und auch materiell zu unterstützen. Wir können heute mit Genugtuung feststellen, daß wir es nicht allein mit einem geistigen Erbe als Aufgabe zu tun haben, sondern auch mit „leibhaftigen geistigen Erben“.

Zu P. 3: Zur Spurensicherung unseres Kulturerbes möchte ich nachfragen, daß der Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde, besonders bei seinen jährlich veranstalteten Tagungen mit internationalem Charakter, durch Teilnahme von Wissenschaftlern aus verschiedenen Ländern, auch aus dem Ostblock, die schon erwähnte Geschichtsklitterung im besonderen zu rechtrücken kann und es auch tut.

Nun noch einige Sätze zur Kulturarbeit in unserer Heimat Siebenbürgen: Es werden auch dort, wo dies heute noch möglich ist, enorme Leistungen vollbracht. Chöre, Blasmusikkapellen mit Laienspielen reisen durch das Land und erfreuen unsere Menschen. Dies geschieht unter sehr erschwerten Voraussetzungen. Abgesehen von dem großen Idealismus, den diese Kulturträger in den einzelnen Gemeinden aufbringen, müssen sie sich den dortigen Verhältnissen anpassen, wofür ihnen von hier aus nicht immer das nötige Verständnis entgegengebracht wird.

Abschließend sollten wir zur Kenntnis nehmen, daß seit Ende 1982 mehr Landsleute hier im freien Westen leben, als in unserer Heimat Siebenbürgen, und diese Zahl von Jahr zu Jahr zunimmt. Aus dieser Feststellung und Erkenntnis ist auch die Notwendigkeit zur Gründung von Heimatortsgemeinschaften gewachsen. Die in unserer Heimat noch lebenden und vielleicht auch dort verbleibenden Landsleute können unter den gegebenen Verhältnissen immer weniger über ihr Schicksal und damit auch über den Fortbestand unserer Gemeinschaft mitbestimmen.

Dieser Tatbestand ist entscheidend für die Verantwortung, die unsere Landsmannschaften und Heimatortsgemeinschaften im freien Westen als Träger der Kulturarbeit zu übernehmen haben. Hier bedroht uns niemand, im Gegenteil sind wir lt. § 96 des BVFG dazu aufgerufen, unser Kulturerbe zu pflegen und zu erhalten. Tun wir das nicht, dann ist auch der Fortbestand unserer Gemeinschaft gefährdet.

Eingesandt von Nachbar Wilhelm Kootz

* * *

Erlauschtes aus Tartlau

Gesammelt von Katharina Roser, geb. Hellmann

Diese kleinen Schmunzelgeschichten – es hat noch mehrere – sind aus dem Tartlauer Volksmund aufgegriffen und haben früher, als es noch kein Radio oder Fernsehen gab, manche Heiterkeit ausgelöst, besonders beim Kukuruzschälen.

Mögen sie es auch heute noch bewirken.

Einige Namen sind geändert. Man möge mir verzeihen.

Als der Misch freien ging

Es war zu jeder Zeit nicht so einfach, ein Mädchen zu freien, besonders wenn man sich nur vom Sehen kannte und sonst ziemlich scheu war, sich ihr zu nähern. Es kostete schon Überwindung, den Eltern der Begehrten gegenüberzutreten und um ihre Hand zu bitten.

Nun hatte sich aber der Misch ein Herz gefaßt und klopfte an einem Abend an die Haustür des Mädchens. Wie es sich gehört, ließ man ihn eintreten und ihn Platz nehmen. Nun saß er da. Auf dem Weg hierher hatte er sich schöne und passende Worte zurrechtgelegt, die er jetzt, wo er sie auch hervorbringen sollte, nicht mehr fand. Sie waren ihm völlig entfallen.

So saß er nun verlegen auf der Truhe, rutschte hin und her, drehte seinen Hut über dem Handgelenk, als ob's ein Kreisel wär, und stieß dann hervor: „Em sel – em sel – em sel dien pradejen lassen, die et geliert huet, bekun ech na Ihr Tochter oder bekun ech se nätch.“

Liebe Nachbarn!

Vor dem Artikel „Mehret, was Ihr geschaffen habt“ stehe ich einigermaßen ratlos da. Soll er Eure Meinung ausdrücken? Daß ein Deutscher aus der Bundesrepublik, der mit uns Sachsen oder Banater Schwaben betreffend der Herkunft nichts zu tun hat, die noch zu Hause Verbliebenen beschwört, ihre alte Heimat nicht zu verlassen, um das kulturelle Erbe zu erhalten, ist verständlich. Was der aber zu sehen bekommt sind Fassaden, die wohl von gewachsener deutscher Kultur zeugen, hinter denen aber das Sachsen- oder Schwabentum in den letzten Zügen liegt.

Unsern sächsischen Dörfern ist der sächsische Charakter weitgehend verlorengegangen, ja sogar innerhalb der Familien verliert er nach und nach an Wirksamkeit.

Das soll kein Tadel an den in der alten Heimat Verbleibenden sein, denn ich sah bei meinem Besuch wie sie sich voll Verzweiflung sächsisches Brauchtum zu bewahren suchen.

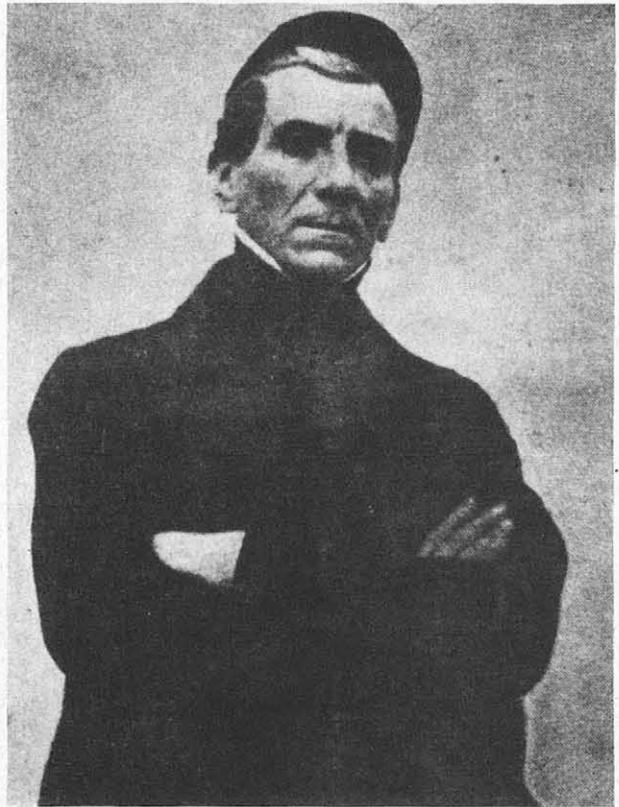
Das Zusammenleben des sächsischen Volkes war von Anfang an durch die Grundsätze der Demokratie bestimmt. Die Sachsen hatten immer ein Eigenleben, in dessen Rahmen die wirtschaftlichen und vor allem kulturellen Leistungen zustande kamen.

Mit der Enteignung des Bodens und jedes anderen Besitzes, mit dem Entzug der Selbstbestimmung, mit der Verstaatlichung unserer Schulen ist dem Sachsen sein Eigenleben, seine Identität genommen und somit kann er sie bei einer Umsiedlung auch nicht verlieren. Wollt Ihr mit dem Abdruck eines solchen Artikels den zu Hause Verbliebenen die Pflicht auferlegen, eine Stellung zu halten, die Ihr schon in Erkenntnis der Aussichtslosigkeit verlassen habt?

Wenn ich auch der Ansicht bin, daß man keinen überreden soll umzusiedeln, so soll man aber auch nicht den scheinheilig-moralischen Finger heben und sagen: „Bleibt, wo Ihr seid!“ Das bitte ich Euch zu bedenken und grüße Euch. Hans Kurt Copony

Zu Klausenburg auf des Schloßbergs Höh!

(Gedanken zum 11. Mai)



Stephan Ludwig Roth

Was den Namen Stephan Ludwig Roths groß und unsterblich gemacht hat, ist das, daß wir kaum in einer zweiten Person unserer geschichtlichen Vergangenheit alle sächsischen Tugenden in solchem Maße vereinigt finden als in dieser, es ist persönliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit bei allem inneren Werte, treue Pflichterfüllung und selbstlose Arbeit im Dienste des Volksganzen, Gehorsam gegenüber der Obrigkeit und unwandelbare Überzeugungstreue, die selbst im Angesichte des Todes nicht wankend wird. Sie alle zusammen, die – wir können es mit Stolz sagen – mehr oder minder Nationaleigenschaften unseres Volkes sind, haben es selten zu großen Taten bestimmen können, aber sie haben es groß im Leiden und Dulden und in der Selbstaufopferung gemacht!

Stephan Ludwig Roth wurde als Sohn des evangelischen Konrektors Stephan Gottlieb Roth in Mediasch am 24. November 1796 geboren. Den ersten Unterricht empfing der Knabe an der Schule seiner Vaterstadt. Nach dem Untergymnasium setzte er sein Studium am Obergymnasium in Hermannstadt fort.

Im Frühling 1817 begab sich St. L. Roth nach Deutschland, um sich an der Hochschule von Tübingen dem Studium der Theologie zu widmen. Ein Jahr brachte Roth unter fleißigem Arbeiten an der Universität zu. Es konnte ihm nicht entgehen, daß der praktische Teil seiner Erziehung und Ausbildung zum Lehrer einer Ergänzung bedurfte. So richtete sich sein Blick nach der Schweiz, wo er sich Pestalozzis Lehr- und Erziehungsmethoden aneignen wollte.

Im September 1818 verließ er Tübingen und konnte bald nach seinem Eintreffen in Yverdon seinem Vater die Mitteilung machen, daß Pestalozzi ihn bei sich behalten will. Es ist interessant zu sehen, welche Wandlung Roth in Yverdon durchmacht. War er anfangs bloß in der Absicht dahingezogen, für das Übergangsstadium, das er in der Heimat durchmachen mußte, um in das Pfarramt zu gelangen, sich möglichst gut vorzubereiten, so gewinnt er jetzt aus eigener Anschauung eine Vorstellung von der Wichtigkeit dieses Berufes und beschließt, demselben seine ganze, unzersplitterte Lebenskraft zu weihen! „Das Leben“, so schreibt er unter anderem seinem Vater, „hat Wert und Bedeutung gewonnen. Ich bin vom Gedanken der Menschenerziehung geheiligt!“

Hemwieh

De Hemet, dei dir duier och wiert,
verlaß se nätch, wun ta nätch moiß!
Behualt wat dir vun Gott beschiert.
De Framd as netch esu soiß.

Dehem huest da vill Laiw genoaßen,
worst geuocht an der Gemen.
Huet dech Led och ald verdraaßen,
dau bast ta netch ellen.

Die, far derfuen, et zau ast bruecht,
villecht ze Ihren, Glonz och Pruecht,
de Hemet failt em ändjen. –
Dau e geboren, dau e geliewt,
och gespillt huet mat de Kandjen.

Dau e an de Kirch gegahn,
uem Sanndech an der Truecht,
mat den Aldjern huet gesan
vuen Gottes Laiw och Muecht. –

Ach, an Werter kon em et netch fassen
wat de Hemet an sech birgt.
Doch huet em se est vor ändjen verlassen,
det Hemwieh bleiw – bas dat em stirwt.

Katharina Roser
geb. Hellmann

Die Erkenntnis von der Wichtigkeit der Dorfschule – „des Bodens und der Wurzel des Volkslebens“ – und die darauf folgende, daß das sächsische Volksschulwesen aus Mangel an tüchtigen Schulmeistern schwer darniederlag, bewegt ihn zum Entschlusse, selber Volksschullehrer zu werden – „in der Dorfschule geistig zu leben und zu weben, im Volke in der verachteten Spreu Perlen zu suchen!“ Er ist der Überzeugung, daß eine gründliche Verbesserung des Volksschulwesens nur durch eine bessere Vorbereitung des Volksschullehrers zu erreichen ist!

Im Jahre 1820 vervollkommnet Roth seine französischen Sprachkenntnisse in Freiburg und erwirbt dann am 22. Juni in Tübingen seinen Dokortitel mit der Abhandlung: „Das Wesen des Staates als einer Erziehungsanstalt für die Bestimmung des Menschen“. Er erhält viele vorteilhafte Anträge, er schlägt sie aber mit den kernigen Worten ab: „Ich gehe dahin, wohin mich Recht und Pflicht verlangt, und das Vaterland wird meine Dienste nicht verschmähen. Diese Überzeugung machen mir schwarzes Brot zu Hause so angenehm, als auswärts das Köstlichste und Ausgesuchteste.“

Zu Hause macht er verschiedene Verbesserungsvorschläge für das Unterrichtswesen und wird 1822 als Lehrer am Mediascher Untergymnasium angestellt. Seine Lehrtätigkeit läßt sich in den Worten erschöpfen, daß es ihm nicht um eine Vermittlung eines Quantums an Kenntnissen an seine Schüler zu tun war, sondern um die Erziehung einer evangelisch sächsischen, berufs- und gesinnungstüchtigen Jugend! Für seine Grundsätze aber hatte sei-

ne Umgebung kein Verständnis, und um sich seiner zu entledigen, wählte man ihn zunächst zum Rektor und dann zum Stadtprediger, und 1837 wurde er zum Pfarrer nach Nimesch gewählt. Gegen die nationalitätenfeindlichen Bestrebungen der madjarischen Chauvinisten erhob sich Roth in einer Flugschrift und zweifellos ist sie auch der Hauptanlaß zu den späteren Verfolgungen Roths seitens der Anhänger Kossuths. Im Jahre 1848 brach der Bürgerkrieg aus. Er fand Roth selbstverständlich im kaisertreuen Lager, furchtlos und kühn seine Meinung vertretend, aber Frieden predigend und stützend!

Am 21. April 1849 wird Roth auf Veranlassung Csany's gefangen genommen, in Ketten nach Klausenburg geführt und ins Gefängnis geworfen. Am 11. Mai verurteilte ihn das Standgericht zum Tode, weil er – wie das Urteil sagt – „statt der Bibel den Säbel in die Hand genommen, gegen die durch hundertjährige Gesetze gesicherte Unabhängigkeit Ungarns!“ Um 5 Uhr nachmittags ward das Todesurteil auf dem Schloßberg in Klausenburg vollzogen. Hingerissen von der Seelengröße des heldenmütigen Mannes trat der kommandierende Hauptmann nach der Exekution vor die Front und rief mit bebender Stimme: „Soldaten! Lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt!“

Die Leiche Roths ist später nach Mediasch gebracht worden und eine einfache Erinnerungssäule, die ihm sein Volk errichtete, bezeichnet die Stelle, wo er begraben liegt.

Eingesandt von Nachbar Stefan Dezsö

Ein „Abgang mit Würde“?

Siebenbürger Sachsen ziehen Bilanz – Ein Beitrag in der FAZ

Für die Frankfurter Allgemeine berichtete Viktor Meier kürzlich über die Lage der Deutschen in Rumänien, die eine rund 300 000 Personen starke Minderheit bilden; etwas mehr als die Hälfte entfällt auf die Banater Schwaben, die rund um Temeschburg siedeln, während die andere, knappere Hälfte von den Siebenbürger Sachsen etwa im Dreieck Hermannstadt – Kronstadt – Schäßburg bestritten wird. Die Siebenbürger Sachsen – so Meier in seinem Bericht weiter –, die sich trutzig um ihre evangelisch-lutherische Kirche und ihre Kirchenburgen scharen, sind bereits seit über 800 Jahren im Land; ihre Sprache ist im wesentlichen seit der Zuwanderung stehengeblieben. Die Banater Schwaben wanderten vor knapp 250 Jahren, unter Maria Theresia, zu; sie sollten das unter der Türkenherrschaft entvölkerte Land wieder besiedeln. Sie sind katholisch; da ihre Kirche ungarisch geprägt wurde, gibt sie ihnen nicht jenen Rückhalt wie diejenige der Siebenbürger.

Die Entwicklung in Rumänien seit dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere die ständige politische und wirtschaftliche Verschlechterung der Verhältnisse unter der Herrschaft Ceauşescus, haben die Überzeugung heranwachsen lassen, daß es für sie in Rumänien keine Zukunft mehr gebe. Sie wollen in die Bundesrepublik auswandern und sich dort, wie sie sagen, unter den anderen Deutschen als Gemeinschaft „auflösen“. Sie sprechen von einem „Abgang mit Würde“. Es geht ihnen nicht darum, Privilegien aus der Geschichte wieder zurückzubekommen; daß die Vergangenheit zu Ende ist, haben sie längst begriffen. Sie sehen ganz einfach keinen Sinn mehr für ihre Existenz als Bevölkerungsgruppe; sie sehen ihre wirtschaftliche Existenzgrundlage durch den Sozialismus zerstört und ihre national-kulturelle Existenz bedroht. Dazu ist die bittere Not der jetzigen Ära Ceauşescu gekommen.

Führende Vertreter der in der Bundesrepublik Deutschland lebenden Siebenbürger Sachsen haben sich zusammengefunden, um der Öffentlichkeit ein umfassendes Bild der Entwicklung ihrer Volksgruppe im 20. Jahrhundert zu vermitteln und jenen „Abgang mit Würde“ aus der Geschichte, der ihnen vorschwebt, sozusagen zu begründen. Ein Sammelband, der Form nach herausgegeben als Festschrift zum 85. Geburtstag des Siebenbürger Dichters und Schriftstellers Heinrich Zillich: „Epoche der Entscheidungen – Die Siebenbürger Sachsen im 20. Jahrhundert“ (Böhlau Verlag, Köln), ist das Ergebnis dieser Arbeit.

In seinem Beitrag würdigt Meier dann die Publikation, um sich später der Entwicklung nach 1945 zuzuwenden. Er erinnert an die Verschleppung deutscher Männer und Frauen zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion, an die Enteignung des deutschen landwirtschaftlichen Grundbesitzes, der deutschen Geschäfte und Mehrfamilienhäuser in den Städten und an die 1949 erfolgte Kollektivierung auf dem Lande. Seit 1960 setzte so etwas wie eine Familienzusammenführung ein, aber die Auswanderungspässe wurden erst später in größerer Zahl erteilt. Im Januar 1978 einigten sich Ceauşescu und Bundeskanzler Schmidt darauf, für die nächsten fünf Jahre die Aussiedlung im „bisherigen Rahmen“ weiterlaufen zu lassen; pro Jahr waren rund 11 000 Fälle.

Rumänien hat diese Abmachung eingehalten, aber nach Ablauf der fünf Jahre, im Herbst 1982, kam jenes berüchtigte Auswanderungsdekret, das die Rückerstattung der sogenannten Ausbildungskosten in Devisen vorsah. Es wurde aufgrund von Interventionen nicht weiter angewandt, aber man weiß, daß nach wie vor auf lokaler Ebene, mit oder ohne Wissen der oberen Instanzen, „inoffizielle“ Zahlungen für die Ausreise geleistet werden müssen.

Der allgemeine Wille zur Ausreise unter den Rumäniendeutschen entstand etwa 1975/76, als klar wurde, daß die nationale und wirtschaftliche Politik Ceauşescus eine normale Existenz für die deutsche Minderheit nicht mehr zulassen würde. So kommt Viktor Meier schließlich zu dem Ergebnis: Das Problem bei der gegenwärtigen Regelung besteht indessen darin, daß jede Ausreise die Lage für die Zurückgebliebenen noch schwerer macht, weil die Gemeinden verdünnt und geschwächt werden. Deutscher Schulunterricht ist in den meisten Orten schon zu einer Fiktion geworden, weil die Lehrer, die sich um die Ausreise bewerben, sofort aus dem Staatsdienst entlassen werden. Die Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen scheint zu dem Ergebnis gekommen zu sein, daß heute eine Gesamtlösung, das heißt die Auswanderung aller in einem Zuge, weitaus vorzuziehen wäre. Möglicherweise hat Bonn den Zeitpunkt dafür verpaßt, denn heute würde Bukarest einen deutschen Verstoß in diesem Sinne wahrscheinlich mit unannehmbaren Erpressungsmanövern beantworten. (DOD)

M. Trein, aus „Donau-Schwaben“, 18. 3. 1984

Familienzusammenführung Deutscher aus Rumänien

Voraussetzungen für die Unterstützung von Ausreisewünschen auf diplomatischem Wege

Ausreiseanliegen von Volksdeutschen können auf diplomatischem Wege unterstützt werden, wenn intensive eigene Bemühungen der Ausreisewilligen und die Förderung des Anliegens auf Rotkreuzebene nicht zum Erfolg führten.

Im einzelnen gilt:

1. Die Übernahmegenehmigung des Bundesverwaltungsamtes in Köln muß vorliegen.

Der Antrag auf Übernahme der volksdeutschen Ausreisebewerber in das Bundesgebiet (Einreiseerlaubnis) kann von einem Angehörigen oder Bekannten – kostenfrei und ohne Verpflichtung – bei der für seinen Wohnsitz zuständigen Stadt- bzw. Kreisverwaltung gestellt werden (D1-Antrag).

2. Nahe Angehörige der Ausreisebewerber müssen ihren Wohnsitz mit Genehmigung der rumänischen Behörden in das Ausland (hier: Bundesgebiet) verlegt haben oder aus der rumänischen Staatsangehörigkeit entlassen sein.

Wurde der Wohnsitz in der Bundesrepublik Deutschland ohne Genehmigung der rumänischen Behörden zur endgültigen Ausreise begründet, kann die Familienzusammenführung über das Rote Kreuz und auf diplomatischem Wege mit Aussichts auf Erfolg erst gefördert werden, wenn der nach rumänischer Auffassung illegale Auslandsaufenthalt durch die (im allgemeinen Sprachgebrauch als „Entlassung“ bezeichnete) Genehmigung des erklärten Verzichts auf die rumänische Staatsangehörigkeit „legalisiert“ worden ist.

Der Verzicht muß gegenüber der Botschaft der Sozialistischen Republik Rumänien in Köln, Gustav-Heinemann-Ufer 68, gegen eine Konsulargebühr von z. Z. ca. 750 DM erklärt werden. Das Verfahren zur Genehmigung des Verzichts durch den rumänischen Staatsrat dauert in der Regel 1 bis 2 Jahre; es kann von deutscher Seite nicht beeinflußt werden.

3. Jeder Intervention von deutscher Seite müssen vergebliche eigene Bemühungen der Ausreisewilligen über einen angemessenen Zeitraum vorausgegangen sein.

Verweigern die rumänischen Behörden die Ausgabe von Antragsformularen, wird über Anträge nicht innerhalb von sechs Monaten entschieden oder werden Ausreiseanträge abgelehnt, sollten die Ausreisebewerber unter Berufung auf die KSZE-Schlußakte und das Abschließende Dokument des Madrider KSZE-Folgetreffens vom 6. 9. 1983 Bittgesuche an das rumänische Innenministerium in Bukarest, Str. Nicolae Iorga 29, richten. Beschwerdeinstanz ist die Kommission für Paß- und Visaangelegenheiten beim Ministerrat in Bukarest, Calea Rahovei 18.

4. Eine humanitäre Intervention auf Rotkreuzebene muß bereits ergebnislos versucht worden sein.

Im Auftrag der Bundesregierung werden Ausreiseanliegen zunächst durch das Deutsche Rote Kreuz gefördert. Möglichst nahe Verwandte der Ausreisebewerber sollten den für ihren Wohnsitz zuständigen DRK-Kreisverband mit allen zweckdienlichen Unterlagen aufsuchen und um die Unterstützung des Ausreisewunsches auf Rotkreuzebene bitten.

Liegen die Voraussetzungen vor, wird der DRK-Suchdienst in Hamburg eine humanitäre Intervention auf Rotkreuzebene unternehmen.

5. Zeichnet sich sechs Monate nach einer Rotkreuzintervention noch kein Erfolg ab, kann das Ausreiseanliegen auch auf diplomatischem Wege unterstützt werden.

Zu diesem Zweck sollten die Ausreisewilligen sich an die Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Bukarest, Str. Rabat 21, wenden, den Stand des Ausreiseverfahrens angeben und die unter nachstehender Ziffer 6 genannten Unterlagen vorlegen.

6. Benötigte Unterlagen:

Außer einem genau und vollständig ausgefüllten Fragebogen, den die Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Bukarest oder das Auswärtige Amt in Bonn zur Verfügung stellen, ist nachzuweisen, daß

- a) die Übernahmegenehmigung erteilt ist (s. Ziffer 1),
- b) nahe Angehörige, die ihren Wohnsitz ohne Genehmigung der rumänischen Behörden in das Bundesgebiet verlegt haben, aus der rumänischen Staatsangehörigkeit entlassen sind (s. Ziffer 2),

c) mindestens eine humanitäre Intervention auf Rotkreuzebene durchgeführt wurde oder (wegen Fehlens bestimmter Kriterien) nicht möglich war (s. Ziffer 4),

d) die Ausreisebewerber der Unterstützungsmaßnahme zustimmen (s. Ziffer 7).

7. Wegen nicht auszuschließender Benachteiligung der Ausreisebewerber durch rumänische Stellen müssen die Betroffenen einer Intervention auf diplomatischem Wege ausdrücklich zustimmen (s. Ziffer 6, Buchstabe d).

Wird der Antrag auf Unterstützung des Ausreiseanliegens von Verwandten der Ausreisebewerber im Bundesgebiet gestellt, indem sie sich – unmittelbar oder über Dritte – an die Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Bukarest oder an das Auswärtige Amt in Bonn wenden, so obliegt es ihnen, die in Ziffer 6 genannten Nachweise beizubringen. Die Zustimmungserklärung der Ausreisewilligen kann wahlweise von den Bittstellern im Bundesgebiet oder von den Ausreisewilligen (bei der Botschaft in Bukarest) eingereicht werden.

8. Zur Beachtung:

– Falls erforderlich, wiederholt die Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Bukarest die diplomatische Intervention in Abständen von ca. acht Monaten – nach Einholung der erneuten Zustimmung der Ausreisewilligen – bis zur Einreichung der „großen Formulare“, die der Botschaft unverzüglich angezeigt werden sollte. Ausreisebewerber und Bittsteller in Deutschland werden daher gebeten, von erneuten Eingaben an die Botschaft in Bukarest oder das Auswärtige Amt in Bonn bis dahin abzusehen.

– Die Interventionen des DRK und der Botschaft in Bukarest können eigene Bemühungen unterstützen, aber nicht ersetzen. Die Ausreisebewerber sollten daher fortfahren, ihren Ausreisewillen gegenüber den rumänischen Behörden durch Anträge und Bittgesuche beharrlich zu bekunden.

– Die deutsch-rumänische Vereinbarung von Ende Mai 1983 besagt, daß die rumänische Seite von auswandernden deutschen Volkzugehörigen die Rückerstattung von Ausbildungskosten und weitere Zahlungen nicht fordern wird; sie erhalten sogar kostenfrei Fahrkarten für die Bahnstrecke Bukarest–Nürnberg! Schmiergelder sind ungesetzlich und sollten schon aus Gründen der Solidarität nicht gezahlt werden. Namen und Adressen von Personen, die Forderungen dieser Art erheben oder entsprechende Gelder kassieren, sollten dem Auswärtigen Amt (Referat 513) in Bonn oder der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Bukarest benannt werden, damit Weiteres veranlaßt werden kann.

– Bitte geben Sie in Ihrer Korrespondenz mit dem Auswärtigen Amt und der Botschaft in Bukarest stets das jeweilige Aktenzeichen an.

Aus „Die Brücke“ v. 20. 2. 84

Vertriebenenausweis für Kinder von Flüchtlingen und Vertriebenen

Mit dem 16. Lebensjahr können/sollen die Kinder einen eigenen Personalausweis bei ihrem Ordnungsamt beantragen. Sobald dieser erteilt ist, geht der oder die Sechzehnjährige zum örtlichen Vertriebenenamt mit dem A-, B- oder C-Ausweis desjenigen Elternteils, in dem das Kind eingetragen ist, und beantragt einen eigenen Vertriebenen- bzw. Flüchtlingsausweis, der automatisch erteilt wird. Kinder, die erst nach der Vertreibung oder Flucht im Bundesgebiet geboren sind, haben nach Paragraph sieben des Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetzes (BVFG) einen abgeleiteten Status und haben das Recht, bis zum 16. Lebensjahr im Ausweis desjenigen Elternteils eingetragen zu werden, der den Status als Heimatvertriebener oder Sowjetzonenflüchtling hat. Mit dem 16. Lebensjahr hat das Kind das Recht, einen eigenen Vertriebenenausweis zu beantragen, wenn es dies will. Wir bitten Sie, Ihre Mitglieder darüber zu informieren.

Reisebeihilfen für Verwandtenbesuche in Osteuropa

Folgende Voraussetzungen müssen gegeben sein:

1. Es muß sich um eine private Reise zum Besuch der Eltern, Großeltern, Geschwister, Kinder oder Enkel handeln.
2. Die Einkünfte des Reisenden und der in Haushaltsgemeinschaft mit ihm lebenden Familienangehörigen dürfen eine bestimmte Grenze nicht übersteigen.
3. Der Reisende muß sich seit mindestens zwei Jahren im Bundesgebiet befinden. Ebenso kann eine wiederholte Beihilfe erst nach Ablauf von zwei Jahren gewährt werden.

Die Beihilfen werden durch das Gesamtdeutsche Institut, Bundesanstalt für gesamtdeutsche Fragen, Adenauerallee 10, Postfach 1640, 5300 Bonn 1, im Rahmen der verfügbaren Haushaltsmittel gewährt. Grundlage für die Vergabe sind Richtlinien, die der Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen erläßt und die nur für den Dienstgebrauch des Gesamtdeutschen Instituts bestimmt sind. Es handelt sich also um freiwillige Leistungen, auf die kein gesetzlicher Anspruch besteht. Antragsvordrucke sind beim Institut anzufordern.

Studienplatzvergabe an Aussiedler

Es wird noch einmal darauf hingewiesen, daß Aussiedler bei der Bewerbung um einen Studienplatz unter bestimmten Voraussetzungen als Härtefall eingeordnet werden können und damit größere Chancen bei der Vergabe eines Studienplatzes haben. Aussiedler sollten deshalb ihren Zulassungsanträgen für ihre beabsichtigten Studiengänge einen gesonderten Härtefallantrag beifügen, um in der Härtefallquote berücksichtigt zu werden.

Dadurch sollen Nachteile ausgeglichen werden, die den Bewerber ohne eigenes Verschulden daran gehindert haben, beim Erwerb der Hochschulzugangsberechtigung eine bessere Durchschnittsquote oder eine bessere Wartezeit zu erreichen. Nach § 18 Abs. 4 der Vergabeordnung ZVS kann auf solche Härtefallanträge sinngemäß der § 12 Abs. 4 der Hochschulvergabeordnung angewandt werden.

Durch diese Regelung kann insbesondere Bewerbern geholfen werden, die als Aussiedler durch unverschuldete Umstände in ihrer schulischen Ausbildung benachteiligt waren.

„Gott hat uns nicht fortgerufen“

Bischof D. Albert Klein zur Situation der evangelischen Kirche in Siebenbürgen

Bischof D. Albert Klein, ranghöchster Kirchenmann der lutherischen Siebenbürger Sachsen, hielt auf der kürzlichen 4. Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der „DDR“ eine vielbeachtete Ansprache, in der er offen über die schwierige Lage der evangelischen Kirche in Rumänien berichtete. Bischof Klein führte als eine der Hauptursachen für den Zerfall seiner Kirche die Auswanderung an, vermied es aber, auf die Ursachen einzugehen, die diese Auswanderung auslösen.

Nachdem Bischof Klein die christlichen Lebensformen seiner Kirche erwähnt und dazu bemerkt hatte, daß reiches kirchliches Brauchtum geistliches Leben vortäuschen kann, das längst entleert ist, führte er wörtlich aus: „Bei uns ist diese Entleerung im Sinn der Säkularisierung immer wieder die große Gefahr gewesen. Sie wird besonders brennend, wenn die Lebensformen in Frage stehen. Das ist bei uns der Fall.“

Zunächst ist da die Abwanderung von den ländlichen Gemeinden in die Städte zu erwähnen, bewirkt durch die Mechanisierung der Landwirtschaft und einen schnellen Aufbau einer riesigen Industrie. So schrumpften die Landgemeinden, und die städtischen Gemeinden sind nicht in der Lage, die Zuwanderer so aufzunehmen, daß sie etwas von dem wiederfinden, was sie im Dorf zurückgelassen haben. Die Abwanderung aus der Heimatgemeinde bedeutet in vielen Fällen, daß die Kirchenzugehörigkeit zurückgelassen wird. . . . Dazu kommt die Auswanderungsbewegung. Die Kirche kann keine Parolen ausgeben, etwa daß alle bleiben – oder alle auswandern sollen. Sie kann nur einen seelsorgerlichen Rat anbieten und die Gemeindeglieder bitten, die Entscheidung, ob sie bleiben oder ziehen sollen, vor Gott gewissenhaft, verantwortlich zu fällen. Dabei zeigt sich, wie wenig echte Fähigkeit zu solch verantwortlicher, geistlicher Entscheidung hier und dort vorhanden ist, und wie sich Menschen mitnehmen lassen, die nacher heimwehkrank Brief auf Brief nach Hause schreiben und vergeblich versuchen, zurückzukommen. Ja, daß Pfarrer auswandern hat, sie doch ganz genau wissen, was die Ordination bedeutet und was die Einsetzung in das Amt ihnen für Verpflichtungen auferlegt. Dies alles gerät ins Wanken. Erschrecken Sie nicht, wenn ich Ihnen sage, daß die Kirche, die heute 149 Pfarrer zählt, in den letzten 20 Jahren schon 116 Pfarrer durch Auswanderung verloren hat. Sie werden fragen, wie groß diese Kirche ist. Vor 15 Jahren zählte sie 187 000 Mitglieder, heute noch 142 000. Das heißt, daß etwa der vierte Teil durch Auswanderung verlorengegangen ist. Bei den Pfarrern und den übrigen Intellektuellen ist der Prozentsatz leider sehr viel höher. Das hat Gründe in der inneren Struktur des Lebens in Rumänien.

So sehen wir einer Schrumpfung entgegen, die jetzt nicht aufzuhalten ist. Denn der Auswanderungsstrom ist zur Zeit geregelt durch eine zwischenstaatliche finanzpolitische Abmachung. Das wird sich vorläufig nicht ändern. So mancher sagt, wenn wir 4500 bis 4800 Seelen jährlich verlieren, dann kann man sich ausrech-

nen, wann der Nullpunkt erreicht sein wird, nämlich in 28 bis 30 Jahren. Aber wer kann damit rechnen, daß die politischen Verhältnisse in dem Raum, aus dem ich komme, die nächsten 28 Jahre über unverändert bleiben, daß das labile Gleichgewicht unverändert bleibt. Deshalb ist die Verantwortung für die Erhaltung des Lebens der Kirche und ihrer Gemeinden unausweichlich. Was ist da zu tun? – Nichts Besonderes! Es sind ernste Bemühungen um eine Intensivierung der seelsorgerlichen Verkündigung in unseren Städten im Gang, eine Dezentralisierung des kirchlichen Dienstes durch Heranziehung von Gemeindehelfern. Wir haben zum Beispiel in Hermannstadt jetzt 230 freiwillige Helfer und Helferinnen, die im Vorfeld der eigentlichen Seelsorge wesentlich mithelfen, den Zuwanderern die Integration in die Gemeinde zu erleichtern. Nicht weniger wichtig ist die Aufgabe in den schrumpfenden Gemeinden angesichts der zunehmenden Verunsicherung. Wir versuchen, das Nötige zu tun, weil wir wissen, daß Gott uns nicht fortgerufen hat. Wir haben kein Signal auszuwandern . . .

Schließlich möchte ich auf die Ansätze zu einer Neugestaltung unseres kirchlichen Lebens hinweisen. Sie bedeuten in vieler Hinsicht einen Abschied vom alten volkskirchlichen Denken, das Elemente einer theologia gloriae in sich hat. Die Kirche steht da als untadeliges Ganzes, als die Immaculata . . . Daß ein solches Umdenken weiterführt, hat sich in den Nordsiebenbürgischen Diasporagemeinden gezeigt. Nordsiebenbürgen hat vom Jahr 1940 bis zum Jahr 1944 zu Ungarn gehört. Als sich die deutsche Wehrmacht von dort zurückzog, wurden die Deutschen evakuiert. Die Rote Armee hat diesen Treck überholt und zum Teil zur Umkehr veranlaßt, so daß im Jahr 1947/48 etwa 10 000 von 42 000 Glaubensgenossen wieder in ihren Heimatgemeinden waren, allerdings nicht in ihren eigenen Häusern und Höfen. Von diesen waren vor 15 Jahren noch 8000 da. Die Gemeinden hatten sich konsolidiert. Dann kam die neue Auswanderungswelle. Heute zählen wir im ganzen Bereich noch knapp 1800 Seelen, in mehr als 30 Gemeinden, die von vier Pfarrern betreut werden. Da hat ein junger Pfarrer es auf sich genommen, den ganzen kirchlichen Dienst auf personale Seelsorge umzustellen. Der Erfolg war, daß Menschen aus den umliegenden Gemeinden nach Bistritz in den Gottesdienst kommen. Das wäre früher nicht denkbar gewesen. In der Woche macht sich der Pfarrer auf und besucht die Gemeindeglieder. Er hält keine Predigten. Er hält bescheidene Andachten und er führt Gespräche. Er feiert mit ihnen das heilige Mahl und siehe da, unter den wenigen blüht echte brüderliche Gemeinschaft auf, ein ganz neues Zusammenhalten . . .

Zur Zeit zählt etwa die Hälfte unserer Gemeinden weniger als 500 Seelen. Sie werden weiter schrumpfen. Aber wir sind gewiß, daß Gott uns Wege weisen wird, ihnen weiter mit seinem Wort zu dienen und sie zum Dienst der Liebe zu rufen.“

M. Trein, aus „Deutsche Umschau“ vom Dezember 1983, Nr. 12

Was zwischen Ungarn und Rumänien steht

Historischer Streitstoff und Lasten aus unserer Zeit

Bei den Reibungen zwischen Budapest und Bukarest wegen der ungarischen Minderheit in Nord- und Westrumänien, vor allem in Siebenbürgen, geht es vordergründig um die heutige Lage der ungarischen Volksgruppe in Rumänien, die beide Seiten unterschiedlich darstellen. Aber im Hintergrund liegt viel historischer Streitstoff. Der zeitlich entlegenste, aber möglicherweise explosivste läßt sich mit der Frage bezeichnen: Wer war eher in Siebenbürgen, die Rumänen oder die Ungarn?

Die offizielle rumänische Darstellung – von Ceausescu zur Staatsideologie erhoben, gegen die im Lande Widerspruch undenkbar ist – besagt, das rumänische Volk sei entstanden, als sich in der spätrömischen Zeit, etwa von 100 bis 250 nach Christus, die Römer in der von ihnen eroberten Provinz Dazien nördlich der unteren Donau, und also auch in Siebenbürgen, mit den unterworfenen Dakern vermischt hätten. Danach wären die Rumänen früher in Siebenbürgen gewesen, denn die Ungarn, ein Volk finno-ugrischer Herkunft, kamen unstreitig erst im 9. Jahrhundert aus Innerasien nach Osteuropa. Unter den ungarischen Historikern herrscht hingegen die Ansicht vor, die Rumänen, ein den Albanern verwandtes Berghirtenvolk, seien erst vom 11. Jahrhundert an aus den innerbalkanischen Gebirgslandschaften in die Regionen nördlich der unteren Donau, und damit auch nach Siebenbürgen, gewandert. Daraus wird gefolgert, die Madjaren in Siebenbürgen könnten ältere Rechte geltend machen.

Hoffnungen

In dem autonomen Fürstentum Siebenbürgen, erst unter der ungarischen Krone, nach der verhängnisvollen Schlacht von Mohacs (1526), dann unter türkischer Souveränität, die sich aber fast nur in einer Tributpflicht niederschlug, bestimmten die Ungarn und die deutschen Sachsen als Staatsnationen; den Rumänen, welche als Viehhirten und kleine Bauern wohl schon damals die Bevölkerungsmehrheit bildeten, war eine Dienerrolle zugeacht. Erst nach dem Rückzug der Türken, am Ende des 17. Jahrhunderts, als die Österreicher Siebenbürgen an sich nahmen, traten die Rumänen dort mehr ans Licht. Bei der Teilung des Habsburgerreiches im Jahr 1867 fiel Siebenbürgen an die ungarische Reichshälfte. Nun fanden sich die Rumänen wie auch die Deutschen einer Madjarisierungspolitik ausgesetzt, die unweigerlich zu ihrer Einschmelzung geführt hätte, wäre dem Königreich Ungarn dafür mehr als ein halbes Jahrhundert Zeit geblieben. Nicht anders ging es in den anderen Regionen des ungarischen Königreiches zu, in denen Rumänen (und gleichfalls Deutsche – Schwaben) lebten – im Banat, in der Gegend um Arad, im Sathmarer Land.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Siebenbürgen, gegen den Willen seiner ungarischen Minderheit, aber mit der Zustimmung der Siebenbürger Sachsen rumänisch, und jetzt gab es eine Rumänisierung, die sich freilich im Vergleich zur vorausgegangenen Madjarisierung noch maßvoll ausnahm. Für die Ungarn Siebenbürgens wurde es fatal, daß dessen nördlicher Teil und das ost-siebenbürgische Szeklerland, wo sie vor allem leben, 1940 durch den sogenannten „Zweiten Wiener Schiedsspruch“ Deutschlands und Italiens Ungarn zugesprochen wurden. Das ihm damals Entzogene holte sich Rumänien am Ende des Zweiten Weltkrieges wieder, und nun hatten die Ungarn in Siebenbürgen unter Vergeltung zu leiden, wenn sie freilich auch viel besser davorkamen als die Rumäniendeutschen.

Später bekamen die Ungarn Grund zu hoffen: Bukarest machte ihnen kulturpolitische Zugeständnisse und richtete ihnen sogar 1952 in dem Teil Siebenbürgens, wo sie die große Bevölkerungsmehrheit sind, im Szeklerland, eine „ungarische autonome Region“ ein. Deren Grenzen wurden aber später zuungunsten der ungarischen Volksgruppe verschoben; 1968 wurde die autonome Region im Zuge einer allgemeinen Reform der territorialen Organisation des Landes abgeschafft. 1959 schon hatte Bukarest die ungarische Universität in Klausenburg (ungarisch: Kolozsvár, rumänisch: Cluj-Napoca) mit der rumänischen vereinigt, so daß die Ungarn bei der Ausbildung ihres akademischen Nachwuchses tagtäglich unter rumänischer Kontrolle sind. Gewiß läßt sich nicht

davon sprechen, daß die Ungarn in Siebenbürgen mit Gewalt entnationalisiert würden. Bukarest gewährt ihnen kulturelle Einrichtungen: ungarische Schulen und Schulklassen, Zeitungen und Bücher in ungarischer Sprache, ungarische Theater. Am lokalen Partei- und Staatsapparat sind sie halbwegs proportional beteiligt. Einige Ungarn bekleiden in Bukarest hohe Posten.

Assimilierungs-Druck

Auf den ersten Blick ein erfreuliches nationalitätenpolitisches Bild. Aber bei näherem Hinsehen verliert es. Die Zahl der ungarischen Schulen und Klassen wird künstlich klein gehalten, so daß viele ungarische Schüler rumänische Schulen und Klassen besuchen müssen, wo sie ihrer Muttersprache entzogen sind. Die Buchproduktion ist so dirigiert, daß die Leselust zu Büchern in rumänischer Sprache geleitet wird. In den Zeitungen steht so gut wie nichts über das Mutterland Ungarn. Viele der Partei- und Staatsfunktionäre aus der ungarischen Minderheit sind ihrer Nationalität etwas entfremdet, sprechen ungarisch nur noch, wenn es unvermeidlich ist, schreiben gar ihren Namen schon rumänisch. Ungarn mit Intelligenzberufen weist man einen Arbeitsplatz in der Walachei oder der Moldau zu, wo keine Ungarn leben und die Familie deshalb rasch rumänisiert wird. In der Armee dürfen Ungarn untereinander nicht in ihrer Muttersprache reden. Dutzenderlei Hindernisse stehen einem normalen Reiseverkehr nach und von Ungarn im Wege.

Das alles ist zum geringsten Teil Rache für die harte Madjarisierungspolitik in Siebenbürgen zwischen 1867 und 1918 und dann noch einmal, in Nordsiebenbürgen und im Szeklerland, im Zweiten Weltkrieg. Es ist vielmehr die unvermeidliche Folge der These – die dem von Ceausescu betriebenen rumänischen Spätnationalismus entspricht –, Rumänien sei ein Nationalstaat. In ihm haben die nichtrumänischen Volksgruppen noch als „mitwohnende Nationalitäten“ am Rande Platz; aber auf lange Sicht ist ihnen bestimmt, in der rumänischen Nation aufzugehen. Die Deutschen entziehen sich diesem Schicksal durch Auswanderung; die Ungarn können nicht auswandern, noch wollen sie es. So bleibt ihnen nur Protest, dessen sich jeweils rasch die Geheimpolizei annimmt. Aber ohnehin wagen sich nur vereinzelte Intellektuelle vor.

Vom ungarischen Staat haben die Ungarn in Rumänien – nach Bukarester Angaben eine und eine dreiviertel Million, nach ungarischen Schätzungen gut zwei Millionen – wenig zu erwarten. Die Budapester Führung ist an die Ostblockregel gebunden, die Dispute um ethnische Minderheiten unter den Blockmitgliedern untersucht und über deren Einhaltung die Sowjetunion aus eigenem Staatsinteresse wacht. Budapest kann nur diskrete Gespräche suchen, aber denen weicht Bukarest aus. Kann es sich ihnen nicht entziehen, dann führt es sie so, daß nichts herauskommt. Seit Jahren vermeidet es vor der Öffentlichkeit jeglichen Hinweis darauf, daß es mit Budapest über die Ungarn in Rumänien gesprochen habe – die Minderheit soll von Budapest keine Unterstützung erhoffen. Doch die Intelligenz in Ungarn drängt die Obrigkeit dort, sich um die ungarische Minderheit in Siebenbürgen zu kümmern wie auch um die in der Slowakei, der es noch viel schlechter geht.

Die Sieger des Ersten Weltkrieges haben an Ungarn so eifrig herumgesäbelt, daß ein Drittel der Nation zu anderen Staaten geschlagen wurde. Das hat eine Stabilisierung Südosteuropas in der Zwischenkriegszeit verhindert, und nicht einmal unter der straffen Decke des Kommunismus stellt sich in der Donau-Region zwischen den Staaten nationalitätenpolitische Ruhe ein. Jahrhundertlang lebten Millionen Nichtungarn unter ungarischer Herrschaft und am Schluß unter starkem Assimilierungsdruck – und das wurde zum Nährboden für nationale Unruhe. Heute lebt ein unverhältnismäßig großer Teil der Ungarn unter nichtungarischer Herrschaft (in Rumänien, der Tschechoslowakei, Jugoslawien und der Sowjetunion) und gleichfalls unter – verschieden starkem – Assimilierungsdruck. Was kann daraus anderes entstehen als wiederum nationale Unruhe?